

Mari Blum

**Blaues Edelweiß**  
und auf einmal war alles anders

Die 1. Auflage erschien 2017 im  
Linzgau Literatur Verein e. V.  
Vertreten durch die erste Vorsitzende Dodo Wartmann  
[www.lili-ve.de](http://www.lili-ve.de)

Gesamtherstellung: Verlag Waldkirch KG  
Coverkonzept: Mathias Westburg  
Coveridee: Dodo Wartmann  
Gedichte: Mari Blum  
Fotos: Mathias Westburg, Lilly Heuer

ISBN Taschenbuch	978-3-86476-108-9
ISBN E-Book EPUB	978-3-86476-656-5
ISBN E-Book PDF	978-3-86476-657-2



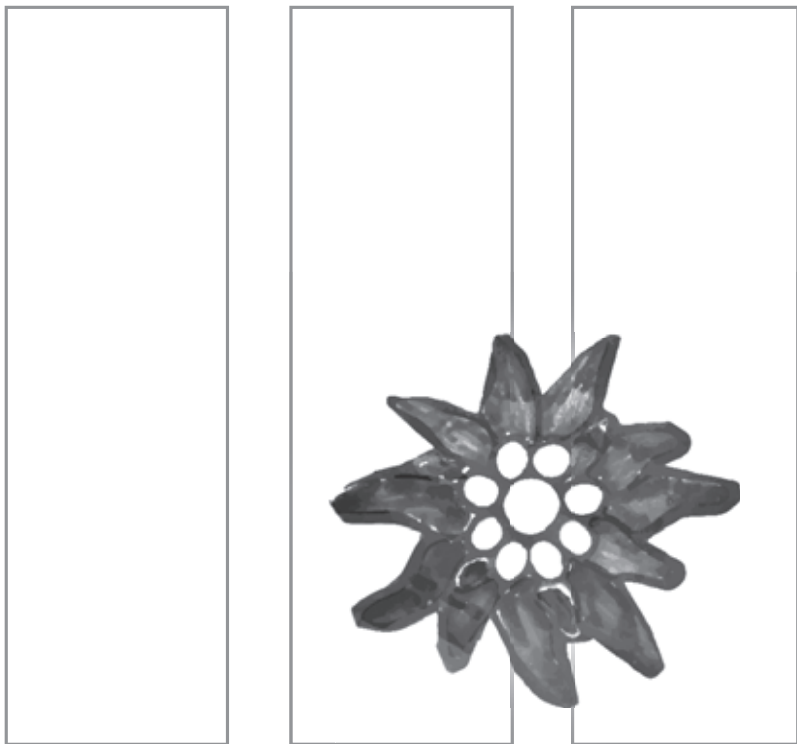
Seit 1542

Verlag Waldkirch KG  
Schützenstraße 18  
68259 Mannheim  
Telefon 0621-129 15 0  
Fax 0621-129 15 99  
E-Mail: [verlag@waldkirch.de](mailto:verlag@waldkirch.de)  
[www.verlag-waldkirch.de](http://www.verlag-waldkirch.de)

© Verlag Waldkirch Mannheim, 2. erweiterte Auflage 2018  
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,  
nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags.

Mari Blum

*Blaues Edelweiß*  
und auf einmal war alles anders



Verlag Waldkirch

Dieses Buch ist all jenen Menschen gewidmet, die ihre an Demenz erkrankten Angehörigen, Freunde oder ihre Schutzbefohlenen begleiten und pflegen.

Mein Dank gilt Suzan Hahnemann und Mathias Westburg, die mir beide mit Herz und Hand bei diesem Büchlein zur Seite standen.

Ebenso danke ich meinem Vater und meiner Tochter, ohne deren moralischer Unterstützung dieses Büchlein nicht zustande gekommen wäre.

# Blaue Edelweiße

„So viele blaue Edelweiß!“

Er deutet auf den blauen Fleck in der Wiese.

Wir sind am Gotthard.

„So viele blaue Edelweiß! Schau’ doch mal!“

Ich schaue, wie befohlen ...

Es sind Enziane, tiefblaue Enziane.

Ich nicke ihm zu, senke den Kopf und schweige.

Mein Mann war Biologe. Er kannte jede Alpenblume ganz genau.

Er kannte ihre Standorte und Nahrungsbedürfnisse.

Er wusste, dass Edelweiße eine weiße Farbe haben.

Nun ist er dement, Typ Alzheimer.

Er kennt die Blumen nicht mehr beim Namen.

Er kennt die Farben ihrer Blüten nicht mehr.

Wege und Standorte hat er vergessen.

Seine Wahrnehmung hat sich verändert, grundsätzlich verändert.

Er sieht die Welt nun anders.

Seine Farben sind nun seine Farben.

Es sind die Farben aus seiner Welt.

Wenn ich einmal an Alzheimer erkranken sollte, hatte er zu unserer Tochter bei seiner Pensionierung gesagt, wolle er sich umbringen, so wie Gunter Sachs.

Er hat es vergessen.

Zu seiner Welt, in der er jetzt lebt, habe ich keinen Zugang.

Aber ich fühle und erlebe, dass dort alles ein bisschen anders ist als in meiner Welt.

Was er ins Auge zu fassen vermag, was er erkennen kann, was er visuell und inhaltlich begreift, das ist jetzt nur noch ein Mosaiksteinchen dessen, was er früher wusste und konnte.

Dass dies so ist, erlebe ich, wenn ich ab und zu durch eines seiner „Fenster“ schauen darf. Manchmal.

# Manchmal

In ganz stillen Momenten,  
wenn die Uhr schläft  
und die Spiegel matt  
sind,  
flieg'  
ich  
hin  
zu  
DIR.  
In deinen  
Wald der Träume,  
wo der Wind wohnt  
und wo dein Nest liegt.  
In ganz stillen Momenten.

Manchmal

Ihn und seine Handlungsweisen zu verstehen oder zu ertragen, ist nicht immer einfach. Nein, es ist vielmehr schwierig und schwer zu bewältigen. Das gebe ich inzwischen unumwunden zu. Aller Euphemismus, alle Beschönigungen sind unangebracht.

Ich habe mir deshalb ein Bild von einem blauen Edelweiß gemalt.

Das trage ich mit mir herum.

Für spezielle Momente!

Es begleitet mich.

Es hilft mir, wenn ich wieder einmal erkenne, dass ich nichts begreife und nichts verstehe ... und nichts erföhlen kann ...



# Fassade

Vor ca. zehn Jahren wurde ich einem gutaussehenden netten älteren Herrn vorgestellt. Wir unterhielten uns kurz, und ich hatte einen guten Eindruck von ihm.

Vor seiner Pensionierung war er Ingenieur gewesen. Es fiel mir auf, dass sich seine Frau ihm gegenüber reserviert und überkorrekt verhielt, fast kalt. Das befremdete mich. Sie muss mir mein Empfinden am Gesicht abgelesen haben.

Ihr Blick, den sie mir schickte, stach mir ins Herz. Er war ein einziger Vorwurf. So habe ich das empfunden. Damals.

Als ich mich verabschiedete, nahm sie mich beiseite.

„Haben Sie nicht bemerkt, dass er dement ist?“, fragte sie. „Nein“, gab ich verduzt zurück, „er hat sich ganz normal mit mir unterhalten!“

„Er kann bluffen. Kaum einer erfasst bei der ersten Begegnung seine Erkrankung. Sie sollten den Alltag mit ihm erleben, den täglichen Horror, das Chaos. Dass er an Alzheimer erkrankt ist, findet sich in seinen Arztdokumenten bestätigt, trotzdem muss ich mich immer und immer rechtfertigen und mir sagen lassen, dass ich ihn falsch behandle.“ Sie schwieg einen Moment.

„Und nun ist etwas passiert, was niemals hätte passieren dürfen: Er hat, obgleich er nicht mehr Auto fahren sollte, das Auto genommen und drei Menschen durch einen von ihm verschuldeten Unfall zu Tode gebracht. Unsere Versicherung verweigert die Zahlung.“

Sie weinte. Und dann schob sie nach: „Und er hat alles schon wieder vergessen!“

Diese Begegnung liegt nun genau zehn Jahre zurück. Der Herr ist inzwischen verstorben.

Die Versicherung hat nur einen geringen Teil bezahlt. Sie musste Haus und Hof verkaufen.

Ich schäme mich jeden Tag aufs Neue für mein damaliges Unverständnis der Dame gegenüber. Sie hatte mein Missfallen gespürt. Heute weiß ich aus eigener Erfahrung, wie verletzend es ist, direkten oder indirekten Schuldzuweisungen ausgesetzt zu sein, wenn man einen dementen Menschen betreut. Und ich erlebe am eigenen Leib, wie verletzend es auch ist, die Ratschläge außenstehender Menschen anhören zu müssen, die nicht pflegen und keine Beziehung zur Demenzproblematik von Angehörigen haben.

Pflegende Angehörige müssen viel ertragen lernen. Sie müssen lernen, die Krankheit zu akzeptieren. Sie müssen aber auch begreifen, dass der geliebte Mensch zweimal stirbt. Zuerst stirbt er als Persönlichkeit. Er verliert seine characterspezifischen Besonderheiten bis zu einem letzten, vom Instinkt gesteuerten Rest. Und ein zweites Mal stirbt dann das, was die Krankheit übrig gelassen hat.

Die Pflegenden müssen Demut lernen.

Und sie müssen weiterhin ertragen lernen, dass sie mehr und mehr aus dem gewohnten sozialen Umfeld „verschwinden“, weil einfach zu wenig freie Zeit für sie selbst bleibt. Ihnen droht die Vereinsamung.

In diesem Buch sind Erinnerungsnotizen aneinandergereiht, die aus dem Alltag eines pflegenden Angehörigen stammen. Es sind Mosaiksteinchen des Bildes einer Erkrankung, deren Verlauf sich bei jedem Menschen anders zeigt. Denn jeder Mensch, der an Demenz erkrankt ist, hat seine „eigene Erkrankung“ und dementsprechend seine eigenen Symptome und zeitlichen Abfolgen. Er „kreiert“ sozusagen sein eigenes Krankheitsbild.

Dies ist die einzige Form von Individualität, die dem erkrankten Menschen noch bleibt, bevor all das ausgelöscht wird, was ihn zuvor als Person ausgemacht hat.

In meinen Augen ist diese letzte Form der Individualität eine Art göttliche Gnade, die den Menschen begleitet, bis zu jenem Moment, da sein Ich völlig erlischt, so wie eine Kerze für immer ausgeht.

Es hat einige Zeit gedauert, bis ich begriffen habe, dass der Mangel an Verstehen und Verständnis bei mir liegt. Lange Zeit habe ich mich gegen die Krankheit meines Mannes gewehrt. Ich habe erklärt und belehrt, denn ich dachte, ich müsse das tun.

Das war grundsätzlich falsch.

Wenn eine flaumige Daunendecke sich in seinen Händen betonhart anfühlt oder wenn Enziane für ihn Edelweisse sind, dann ist es halt so und in diesem Zusammenhang ist es auch egal, ob Edelweisse blau sind oder weiß. Maler haben zu allen Zeiten über Tellerränder hinausgeblickt und damit neue Perspektiven geschaffen. Die blauen Pferde von Marc entsprechen in keiner Weise der Natur und werden dennoch verstanden.

Der Kranke macht das, was er sieht, im Gegensatz zum Maler, nicht mit Kalkül. Alles ist Teil einer anderen Wahrnehmung, die wir zu verstehen und zu begreifen nicht fähig sind, die wir aber respektieren müssen. Denn jeder Erkrankte hat ein Anrecht auf Respekt und würdevolle Behandlung.

Ich habe mir aus diesem Grund ein Bild von einem blauen Edelweiß gemalt und trage es bei mir.

Für spezielle Momente ..., wenn ich mal wieder nichts begreife und verstehe ... und – wie schon erwähnt – damit ich genau das nicht vergesse.

Denn, die Fassade aufrecht zu erhalten, ist wohl ein Hauptanliegen der an Demenz erkrankten Menschen. Es ist nicht einfach, zu erkennen, dass sie bluffen und wie sie bluffen. Dies erfordert bei den Erkrankten sehr viel Anstrengung und Konzentration.

Es ist mir aufgefallen, dass gewisse „Techniken“ in der Kommunikation durchgängig benutzt werden wie zum Beispiel, Gegenfragen zu stellen, bei denen man sich die gewünschten Informationen indirekt abholt und so von einem Anderen Auskünfte erhält.

So hat sich auch mein Mann lange Jahre mit dieser Methode über Defizite „hinweggerettet“. Da kamen Fragen: „Kannst Du mir mal mit dem Anhang helfen? Ich krieg die Mail nicht raus!“ Oder er antwortete auf eine Frage mit einer gut platzierten Gegenfrage, die ihm alle fehlenden Informationen lieferte. Weiterhin gelang es ihm auch durch jene Strategien, die eine Hilflosigkeit wegen Seh-

schwäche, Hörschwäche oder körperlicher Beeinträchtigung als Verhinderungsgründe vorschoben. Heute weiß ich auch, dass er in der Anfangszeit nichts hinzulernen wollte, sich verweigerte, Lustlosigkeit vorschob: Beim Erlernen einer neuen Funktion am Computer oder auch beim Fotografieren.

Bemerkenswert war auch seine Angst vor Reisen, vor einer Änderung des Aufenthaltsortes. Bereits viele Jahre vor der Diagnose äußerten Bekannte ihr Befremden darüber, dass er so klammerte, dass er sich stets an mich hingete und offenbar nicht mehr in der Lage war, einen Schritt ohne mich zu gehen. Man gab natürlich mir die Verantwortung für seine Abhängigkeit. Das entsetzte mich und machte mich sehr hilflos, auch wütend.

Auffällig war, dass er immer wieder mir die Schuld daran gab, wenn er Termine oder Sachen vergessen hatte, wenn es zu Pannen kam. Dann kam immer:

„Werde ich nicht mehr informiert?“ oder „Warum sagst du mir die Termine nicht rechtzeitig?“

Wenn ich ihm dann unseren Eintrag im Terminkalender vor die Nase hielt, ließ er auch dieses Argument nicht gelten und reagierte aggressiv.

Jetzt, im Nachhinein, erkenne ich auch die vielen körperlichen Auffälligkeiten wie das Hinken, den unrunder Gang, das Schwanken als Anfangssignale, die ich nicht zu deuten wusste. Das sichere Schwimmen war verloren gegangen, er musste sich nach wenigen Stößen bereits festhalten. Das Fahrradfahren war unsicher, er ließ es dann

ganz bleiben, Ball über Kopf werfen ging nicht mehr – obgleich er Handballer war.

Viele Wochen übten wir mit ihm Ball fangen, Kreuzen, Klavier-Fingerübungen. Alles mochte er nicht, ließ es sein.

Zehn Jahre vor Diagnosestellung war er permanent an Darmfunktionsstörungen erkrankt. Er litt unter Vitamin B- und Eisenmangel. Eine Uni-Klinik stellte eine Teil-Atrophie des Darmes fest.

# Mosaik oder Bildersturm

Ein Mosaik setzt sich zusammen aus kleinen unterschiedlichen Steinchen, die ein großes Ganzes ergeben, oftmals eine bildnerische Darstellung. Im Petersdom hat man ganze Gemälde aus Mosaiksteinchen angefertigt, um sie vor Brandschäden zu bewahren. Genau daran denke ich sehr oft, wenn ich am Verzweifeln bin, weil wieder einmal neue Situationen aufgetreten sind, die das Bild des gestrigen Tages komplett wegbrennen. Diesen Bildersturm, diese Auslöschung erlebe ich täglich.

Ja, der Begriff Bildersturm beschreibt in etwa das, was mir täglich widerfährt.

Diese Krankheit gleicht meinem Empfinden nach einem Mosaik aus vielen ganz unterschiedlichen „Farbwerten“, aus Stimmungen, und Gefühlen – vielen Gefühlen. Sie werden geformt von Vergessen, Versagen und Verlusten. Das Schillern fasziniert rund um dieses Geschehen. Man will es ergründen, will es verstehen. Und so legt man Stein um Stein nebeneinander, bis Umrisse entstehen. Auch ich mache das. Ich versuche, eine Kontur zu entdecken. Ich versuche, ein Bild entstehen zu lassen. Ich versuche ... jeden Tag.

Für einen Moment empfinde ich mich ihm dann manches Mal näher. Wenn ein Bild seines Krankheitszustandes entsteht, bleibt es einen Moment ahnbar. Einen Moment. Und es wird schnell wieder verworfen. Es gleicht dem Bild im Wasser, das durch Wind und Wellen geformt wird

– willkürlich, mag man glauben, und doch einem natürlichen Gesetz folgend. Jeden Tag finden solche Umformungen statt, ergeben sich ungeahnte Situationen, die neue Reaktionen erfordern. Jeden Tag. Nichts bleibt, wie es gerade war, jeder Moment hat neue Überraschungen parat. Der Spruch „alles fließt“ trifft es. Und er trifft ins Zentrum. Aber er untertreibt.

Denn diese Krankheit ist noch mehr als ein Fluss.

Diese Krankheit entpuppt sich als ein Berg aus Mosaiksteinchen, dessen Hänge abrutschen, und die Erkrankten und die Pflegenden unter sich zu begraben drohen.

Die Pflegenden versuchen, diesen gewaltigen Strom des Geschehens zu begreifen. Sie beobachten, wie alles in sich zusammenstürzt, sie sehen:

Da liegen sie nun, die vielen Teile, und es scheinen immer mehr zu werden.

Es häuft sich aufeinander, Stück um Stück.

Wenn man anfängt, sie zu sortieren, kommen neue, andere hinzu. Es werden immer mehr.

Scheint die Bewältigung der Aufgabe anfangs noch von Optimismus geprägt zu sein, mutiert sie bald ins Gegenteil, in die Verzweiflung, in die Bestürzung, in die komplette Resignation.

Diese Erkrankung kennt keine Ordnung, sie entzieht sich jeglicher Ordnung, sie verweigert sich jeglicher Ordnung. Diese Erkrankung lebt vom Chaos.

Vielleicht ist diese Erkrankung das Chaos?



Die einzige Chance, die bleibt, ist, dieses Chaos zu akzeptieren und seine Gegenwart anzunehmen.

Vielleicht werden die Bilder aus diesem Chaos in ihrer Buntheit und Vielfalt dann zu einem neuen Quell von Kreativität und Hoffnung.

# Versuch eines mosaikartigen Tagesbuches

## August

Er hat das Telefon vermutlich in den Container auf der Mülldeponie geworfen, zusammen mit dem Grünschnitt. Es ist jedenfalls weg. Und mit ihm alle eingespeicherten Nummern.

Ich wundere mich über mich selbst: Keine Panik, kein Schreien. Früher war ich doch einmal so laut gewesen in solchen Momenten. Früher habe ich getobt. Ich konnte nicht begreifen, dass man von solcher Nachlässigkeit geprägt sein kann. Ja, früher habe ich solche Handlungen sehr persönlich aufgefasst.

Und wenn ich sage früher, dann ist das noch nicht so lange her.

Immerhin war mein Mann erst 66, als die Krankheit festgestellt wurde. Dann erklärte man mir aber, dass der Verlauf wohl schon viele Jahre andauerte.

Dies geht mir durch den Kopf. Immer wieder. Und immer wieder erinnere ich mich an Ungeduld meinerseits, an Ärger über Verlorenes, Versäumtes, Verhindertes. Heute habe ich die Erklärung, doch ich kann meine Ungerechtigkeit von damals nicht rückgängig machen. Ich leide darunter.

Eigentlich bin ich vom Telefon abhängig. Meine Schulfreundin Elfie mehrfach täglich anzurufen, das tut mir gut. Das Telefon ist meine Verbindung nach „draußen“, zu meiner Welt von früher.

Es ist meine Brücke. Eine Verbindung ist eine Brücke.

Ohne Verbindung, geht das für mich?

Wieso schiebe ich keinen Panikmodus?

Es gibt doch noch die anderen Mobilteile, erkläre ich mir da. Es gibt das Smartphone.

Aber da sind nicht alle aktuellen Nummern gelistet, werfe ich ein. Ich habe sie aufgeschrieben, alle, auf Papier, damals, vor drei Jahren, als er das Handgerät versehentlich „zerlegte“. Heute weiß ich, dass das auch schon die Krankheit war.

Es gibt also Lösungen. Aber es gibt Arbeit damit, viel Arbeit, zusätzliche Arbeit, unnötige Arbeit ...

Mindestens drei Stunden lang hatte ich nun ohne Unterbrechung gesucht. Überall. Im Garten, in der Garage, im Schuppen, in den Kühlschränken ... immer in der Hoffnung, es doch noch zu finden. Es fand sich aber nicht mehr. Auch der Suchruf hatte nichts gebracht. Na ja, geht auch nicht, wenn die Batterien leer sind. Vielleicht liegt es nun traurig zwischen dem Grünschnitt in der Deponie, denke ich ein bisschen mit Wehmut. Vielleicht findet es sich aber auch im Gefrierfach wieder oder zwischen seinen Pullovern. Ich hoffe erneut.

Noch einmal schreite ich gedanklich alle Wege ab.

Ich schüttle den Kopf. Hoffnung ade.

OK. Weiße Flagge!

Das Gerät hatte ohnehin Macken.

Die Arbeit wartet.

Tagesgeschäft.

Ich wende mich den Formularen zu, die man einreichen muss, damit die Pflegeleistungen erstattet werden. Ich sollte besser mit dem Sachbearbeiter am Telefon darüber reden. Ich verstehe die Formulierungen nicht. Seine Nummer war im Basisgerät eingespeichert, damit ich der Warteschleife entgehe.

Mist.

Von meinem Smartphone aus rufe ich Herrn R. an.

Er bringt abends ein nagelneues Basisgerät und macht es funktionsfähig, sagt er.

Ich weiß, er macht, was er sagt.

Er ist zuverlässig. Er kommt.

Die Sache ist schnell über die Bühne gebracht. Das neue Gerät funktioniert, und es ist hell und hübsch. Ich lache. Mein Mann steht hinter mir und albert herum, sagt einen völlig unpassenden Spruch und freut sich darüber.

Wir unterhalten uns über die Rauchmelder, einer piepst immer noch.

Herr R. schraubt sie ab.

„Ich habe die Batterien gewechselt“, sagt mein Mann stolz.

Herr R. schüttelt den Kopf.

„Da sind noch die alten Batterien drin“, erwidert Herr R. sachlich und zeigt sie vor.

„Wir müssen sie wechseln.“ Er macht eine Pause. „Sie haben doch neue Batterien“, schiebt er nach und schaut zu meinem Mann.

Der rudert mit den Händen: „Ich weiß von nichts!“ Seine Augen wirken ängstlich.

Herr R. sagt: „Ich habe die zwei neuen Batterien letzte Woche dort auf den Tisch gelegt.“

Ja, stimmt, denke ich, und ich habe sie sogar für heute gerichtet, fühle sie noch deutlich in meinen Händen.

Die neuen Batterien finden sich aber dort nicht mehr, wo ich sie auf der Kommode abgelegt habe.

Mir kommt ein Verdacht.

Herr R. geht. Er wird mit neuen Batterien wiederkommen. Morgen. Dann wird der Rauchmelder auch nicht mehr piepsen.

Zufrieden über mein Schweigen gieße ich mir ein Achtel Rotwein ein.

Mein Mann sitzt derweil mit dem Hund vorm Fernseher. Er will auch ein Achtel. Ich serviere ihm das Gewünschte. „Der schmeckt nicht“, befindet er streng. Ich schweige und kippe den Wein in den Ausguss.

# Schokolade

Während ich die Nummern für das neue Telefon zusammensuche und in das Gerät eintippe, will mein Mann wissen, wo Schokolade ist. Er brauche Schokolade, drängt er.

Ich antworte knapp: „Im Eckschrank.“

„In welchem Eckschrank?“, fragt er ungeduldig.

„Im Eckschrank hinter der Wohnzimmertür. Es klebt ein Zettel dran. Eckschrank“, rufe ich.

„Ich finde ihn nicht“, kommt es zurück.

Ich stehe auf, lege das neue Telefongerät beiseite, verlasse das Arbeitszimmer und laufe ihm entgegen.

„Du stehst davor!“

Ich zeige ihm zum wiederholten Mal den Schokoladenvorrat im unteren Fach, es sind noch zehn Tafeln da. Eine davon gebe ich ihm in die Hand.

Unverzüglich packt mein Mann die Schokolade aus und beißt hinein.

Er ist zufrieden.

Ich sehe es an seinem Blick.

Dann ruft er wie ein kleiner Junge:

„Morgen müssen wir Schokolade einkaufen. Es ist keine mehr da.“

Ich freue mich. Lächelnd geh ich zum Computer zurück. Er setzt sich neben mich. Mit dem Zeigefinger streicht er über die Icons. „Die sollen weg“, sagt er böse.

## Dienstag

Ich muss mich konzentrieren.

Fünf Emails müssen beantwortet werden.

Mein Mann steht hinter mir. Ich soll schauen, sagt er leise.

Ich drehe mich um.

In seiner Hand ist das verschwundene Telefon.

„Wo hast du es gefunden“, frage ich.

„Es lag unter meinem Kopfkissen im Bett! Ich weiß nicht, wer es dorthin gelegt hat.“

Ich schüttele den Kopf: „Ich war es nicht!“

„Ich war es auch nicht“, sagt er.

Ich schweige. Ich weiß, beim Bettenmachen war es nicht da.

Herr R. freut sich mit mir, als ich ihn über die Wiederkehr des Telefons informiere. Ich melde das Teil als viertes Mobilteil an und habe nun meine alte Telefonliste wieder. Und ein Telefon in der Küche habe ich nun auch! Toll! Gut gelaunt beende ich meine Korrespondenz.

„Schau mal, was ich im Kühlschrank gefunden habe. Wo gehört das denn dazu?“

Mein Mann kommt zu mir gelaufen und hält was Schwarzes in der Hand. Und er strahlt.

„Was ist denn das?“, fragt er mich neugierig.

„Das ist dein Rasierer.“

„Ach, mein Rasierer ist das“, er staunt und schaut das Ding in seiner Hand genauer an.

Ich bin getroffen, spüre Angst und Ratlosigkeit.  
Wieso kann er so einen Gegenstand, der für einen Mann  
so wichtig ist, nicht mehr zuordnen, einfach vergessen?

Mein Husten meldet sich. Ich kämpfe gegen den Reiz und  
spüre, dass ich mich übergeben muss.  
Er steht an der Badezimmertür und schaut mir zu.

„Hör auf zu husten, das regt mich auf.“  
Er hält sich die Ohren zu. Dann läuft er ins Wohnzimmer  
und nörgelt vor sich hin.